

SPECTATOR

## Der österreichische Außenminister

Betritt man das alte Palais auf dem Wiener Ballhausplatz, den Zentralstz der Bundesregierung und die Arbeitsstätte des Außenamtes, dann fühlt man sich vom Hauche großer Geschichte umweht. Gar viel könnten die dicken Mauern erzählen: von Tagen des Glanzes, da sie den „Kutscher Europas“, den geistvollen Kaunitz, beherbergten, da Metternich hier unter gewaltigem Kostenaufwand ein würdiges Milieu für seinen genießerischen Lebensstil schuf, da Schwarzenberg mit matten Nerven, aber dennoch kraftvoll, den Kampf gegen Preußen führte, oder der feurige Ungar Andrássy die Grenzen des Reiches zum letztenmal erweiterte. Besser, daß die Wände schweigen, denn sonst müßten sie auch Trübes, Bedrückendes berichten: von Niederlagen, Rückschlägen, Enttäuschungen und schließlich vom Sterben einer Großmacht. Mit der demokratischen Republik zogen andersgeartete Männer mit grundverschiedenen Aufgaben, Vorstellungen und Daseinsformen ein; Dr. Otto Bauer war der Wegbereiter der neuen Ära.

Heute residiert das Auswärtige Amt nicht mehr in den prächtigen Räumen des ersten Stockes, in den historischen Sälen, sondern zu ebener Erde. Der Weltkrieg mit seinen Bombenangriffen hat in die ehemalige Staatskanzlei eine klaffende Lücke gerissen. Der Prunk ist dahin; jeder Schritt in den bescheidenen Zimmern erinnert daran, daß ein armes Land mit schweren Sorgen und Nöten eine realistische, nüchterne, wirtschaftsfördernde Politik erheischt. Noch wichtiger und verheißungsvoller ist eine andere Tatsache: Dr. Karl Gruber, der gegenwärtige Minister des Äußeren, verkörpert wirklich unsere Zeit, die an Stelle der altstiligen Geheimdiplomatie mit ihren Feinheiten, volksfremden Zielen und höfischen Intrigen das offene Wort, die ehrliche Gegenrede, die strenge Sachlichkeit und das soziale Empfinden schätzt. In den USA. ist in Byrnes der Sohn einer Kleiderzuschneiderin, ein blutarmer ehemaliger Reporter, ans Ruder gekommen; in England leitet eine lebenswerte Persönlichkeit die äußere Politik, die in der Jugend als Angestellter in einem Restaurant, dann in untergeordnetem Dienste bei einem Kaufmann begann und durch die Tätigkeit bei der Gewerkschaft in die Höhe kam. Bevin repräsentiert das starke Gewissen. Molotow, der einstige Student der Volkswirtschaft, hat Sibirien und die harte Schule des Revolutionärs

hinter sich, und Bidault, der jungen Mädchen Geschichte vortrug und sich in der Widerstandsbewegung die Sporen verdiente, darf nun Talleyrand zu seinen beruflichen Vorgängern zählen. Da trifft es sich gewiß sehr gut, daß Oesterreich in Dr. Gruber einen früheren Werkstudenten zum Lenker seines Außenamtes erwählte.

Der erste Eindruck, den man empfängt, wenn man ihn etwa auf der Ministerbank im Parlamente vor sich sieht, ist der einer gesunden Jugend, die mitten aus dem praktischen Leben energiegeladen kommt, die nicht schwanken und zaudern, sondern geradeaus ihren Weg verfolgen wird. Dr. Karl Gruber, ein Innsbrucker, studierte Elektrotechnik, und, was für ihn bezeichnend erscheint, arbeitete auch in seinem Fache von der Pike auf. So trat er dem Gewerkschaftsleben nahe, stand zunächst links, um mit den Jahren denkend, lernend und umsichblickend nach rechts zu gelangen. Andere, die eine solche Entwicklung durchmachen, verwischen gerne den Ausgangspunkt, vergessen sogar eifrig ihre früheren Erfahrungen. Nicht so Dr. Gruber, der sich menschlich treu geblieben ist, der stark sozial empfindet, durchaus demokratisch denkt, die Lauterkeit der Gefinnung auch bei Gegnern zu würdigen weiß und zu verbinden, Brücken zu schlagen sucht. Der ehemalige Arbeiter, der das Doktordiplom erwarb, der Staatsbeamter wurde und von den Nazi verdrängt, wieder zur Elektroindustrie zurückkehrte - freilich in gehobener Stellung - kämpfte stets gegen jede Art des Faschismus: gegen den grünen ebenso wie gegen den braunen. Die österreichische Widerstandsbewegung in Tirol fand in ihm im entscheidenden Augenblick einen klardenkenden, tüchtig zugreifenden Führer. Das Gebiet wurde von der braunen Zwingherrschaft befreit, noch ehe die Amerikaner zur Stelle waren und Dr. Gruber dazu ausersehen, an die Spitze der Innsbrucker Regierung zu treten. Eine schöne Karriere für den Sechszwanzigjährigen. Allein der junge Landeshauptmann, auf den die Sorgen reichlich einströmten, vergaß auch im Drange der Geschäfte seine heiße Liebe nicht: die Wissenschaft. Er war eben dabel, sich um die Dozentur für Nationalökonomie zu bewerben, da lenkte ihn ein Ruf nach Wien - zunächst als Unterstaatssekretär - auf eine neue Bahn.

Dr. Karl Gruber wurde der breiten Öffentlichkeit

# Ferdinand v. Saars engere Welt

Mit unveröffentlichten Briefen des Dichters

Um die Jahrhundertwende hatte man auf Döblinger Spaziergängen oft Gelegenheit, Ferdinand von Saar zu begegnen. Seine hohe, markige Gestalt ließ in Haltung und Bewegung den ehemaligen Offizier nicht verkennen. Der Dichter trug mit Vorliebe einen weiten Mantel und den Schlapphut und, wie Theodor Fontane, dem er im ewig jugendlichen Gemüt und in der Lebensweisheit etwas verwandt war, oft auch einen Plaid über die Schulter, ein damaliges Modebedürfnis älterer Herren. In seinem, von einem immer nettgepflegten Stutzbart umrahmten Gesicht fielen die vergnügt dreinblickenden klugen Augen, eine kräftig geschwungene Nase und seine sinnlichen Lippen auf. In seinen letzten Lebensjahren ging Saar schon etwas gebeugt und müde einher, war aber in stoischer Ergebenheit bestrebt, seinen schweren Krankheitszustand nach außenhin zu verdecken.

Wie Alfred von Berger in seinem „Buch der Heimat“<sup>1</sup> erzählt, empfand er immer ein Gemütsbedürfnis, wenn er von Hamburg, wo er jahrelang als Theaterdirektor tätig war, in den Ferien nach Wien kam, Saar wiederzusehen, um „sich von seinem österreichischen Wesen anheimeln und durchwärmen zu lassen“. Oft fanden die Zusammenkünfte bei den bekannten Essayisten und Theaterkritiker Ludwig Speidel statt, der auf der Hohen Warte wohnte und mit dem auch Saar befreundet war. „Saar sprach in jenem Wienerisch und mit jenem urwienerischen Ton und Ausdruck, den ich mir nur lebendig zu vergegenwärtigen brauche, um Saars Wesen, nach seiner Stärke und nach seinen Schwächen, gleichsam sinnlich zu empfinden, weit und unmittelbarer, als dies die feinste psychologische und ästhetische Analyse zu leisten imstande wäre.“ Zur Charakterisierung seiner heimatlichen Dichtungen, also vor allem seiner Gedichte und Novellen, bemerkt Alfred von Berger ganz treffend, daß Saar, wie Grillparzer, zu jenen Wienern gehörte, die den angeborenen Dialekt nicht loswerden konnten und wollten. Mochten sie auch hochdeutsch dichten, das Empfinden und Denken, aus dem ihre Poesie wuchs, blieb, wie die Sprache, deren sie sich im täglichen Umgang bedienten, mundartlich gefärbt. Und in dieser wohligen Mundart erkannte man einen knappen, fast kommandoartigen Zug, der eigentlich, man könnte fast sagen, von einer humorvollen Ausstrahlung auf seine Umgebung war. Laß Saar als alter Mann seine Gedichte vor, glaubte man, einen pensionierten Major zu hören, so eindringlich trug er sie vor. Auch seine Urteile waren oft genug von heiterer soldatischer Schärfe.

Saar mied die große Gesellschaft. Er stand im Verkehr fast nur mit jenem Mäzenatentum, das seine literarischen Bestrebungen zu fördern wußte, und als gesellige Natur mit einigen wenigen Freunden und ihren Familien, mit denen er für gewöhnlich die abendlichen Zusammenkünfte brieflich oder mündlich vereinbarte. Der Dichter war kein Schwärmer literarischer Kreise, die meist in bekannten Kaffeehäusern der Inneren Stadt zusammenkamen. Wiewohl ihm einige Schriftleiter der Wiener Tagespresse freundschaftlich nahe standen, war es im Wesen des Dichters nicht gelegen, sich bei maßgebenden Literaturkritikern anzubiedern und auf

diese Weise beliebt zu machen. Wie Ella Hruschka in ihrer, anlässlich des 70. Geburtstages des Dichters warmherzig verfaßten Studie über seine Werke ganz richtig hervorhebt, war Saars Individualität als Mensch, die an seinem raschen Emporkommen als Dichter gehindert haben mag.<sup>2</sup> Dabei war Saar äußerst leutselig. In den Döblinger Parkanlagen ließ er sich, seine unvermeidliche Zigarre schmauchend, gerne mit Leuten aus dem Volke in ein Gespräch ein und selbst auf seinen beliebten Morgenwanderungen durch die ländliche Umgebung suchte er seinen Plauderanschluß mit bekannten Hauern. Die Döblinger hielten ihren „Herrn von Saar“ sehr in Ehren und haben ihm nach seinem Tode in der nach ihm benannten Parkanlage in der Silbergasse einen heute leider beschädigten Gedenkstein gewidmet. Viele seiner Novellen hat der Dichter auf seinen Döblinger Spaziergängen über den herrlichen Hungerberg, auf dem stimmungsvollen Schreiberweg, im verträumten Krapfenwaldl, in der Krim und am Sieveringer Gelände auserdacht und ihre Handlung auch hier aufleben lassen. Echte Döblinger Novellen sind „Der Burggraf“, „Die Heirat des Herrn Stäudl“, „Marianne“, „Requiem der Liebe“, „Geschichten eines Wiener Kindes“ und vor allem „Die Pfründner“, die letzte rührende Erzählung, die Saar als schon schwer kranker Mann vollendet hat.

In gesunden Tagen war der intime Saar eine heitere, geradezu witzige Natur humorvoller Einfälle, die ihre Gesellschaft immer zu belustigen verstand. In den mährischen Schlössern seiner adeligen Gönner, wo Saar jahrelang fast jeden Winter weilte, unterhielt er sich besonders gerne mit den Kindern und sorgte auch immer für heitere Theatervorstellungen und Weihnachtsüberraschungen. Als ihn einmal der bekannte Zeichner Hans Schließmann ein großes Kind nannte, fand er seitens Saars seine vollste Zustimmung mit der Motivierung, daß die Seele eines erwartungsvollen Kindes ihm so manche Bitternisse des Lebens verschmerzen ließ.

In vertrauten Kreisen sprach sich Ferdinand von Saar oft über die große Teilnahmslosigkeit seiner Landsleute für seine Werke bitter aus. Seine seelenvollen Gedichte kamen selbst in tonangebenden literarischen Kreisen nie recht zur Geltung und sind heute leider fast vergessen! Zu seinen Freunden pflegte Saar oft zu sagen: „Was nützt es, wenn mich einige wenige als Lyriker preisen — gelesen werden meine Gedichte doch nicht!“ Zu Alfred von Berger, der ihn als Dichter für eine reflektierende Natur hielt, meinte er einmal sarkastisch, daß nicht einmal die Leute, die sich seine Verehrer nennen, seine Sachen wirklich kennen. „Sie wissen oft nicht einmal, was ich geschrieben hab!“ Berger begründete den Mißerfolg, den Saar als Bühnenschriftsteller besonders bitter empfand, damit, daß er kein Dramatiker gewesen sei. So oft Saar den Versuch anstrebte, ein Bild der Außenwelt mit realistischer Unmittelbarkeit hinzuwerfen, mißriet ihm das Werk. Saar konnte zeitlebens nicht verwinden, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die Bühne zu erobern.<sup>3</sup> In einem Briefe an die Fürstin Maria zu Hohenlohe vom 11. Juli 1881 berührt Saar anlässlich des Ringtheaterbrandes sein Versagen als Dramatiker. Er meint, das Theater habe sich überlebt.

„... Ob auch das Drama als Kunstform, das steht dahin. Jedenfalls wird ein neuer Inhalt in die alte Form gegossen werden. Dabei ist es mir aber, als sollte inzwischen eine Zeit herankommen, in welcher dem viel geschmähten, namentlich durch den 'aktuellen' Laube so sehr in Verruf gebrachten Buchdrama (das heißt: dem echten, wirklichen Drama als Buch) sein langverweigertes Recht geschehen wird. Und vielleicht habe ich für meine eigenen Dramen in dieser Hinsicht noch einen kleinen Johannistrieb zu hoffen.“

Noch zwei Monate vor seinem Tode, am 19. Mai 1906, widmete der Dichter Ludwig Martinelli folgende Elegie, aus der seine Resignation nicht zu verkennen ist:

„Vieles beklag' ich im Leben. Darunter auch dieses, daß ich dir Ferne gestanden, obgleich wir uns im Tiefsten verwandt. Denn es wurzelt im Volk auch meine Kunst, doch die Bühne. Hielt uns getrennt — und so blieben einander wir fremd.“

Auch als Novellist konnte Ferdinand von Saar aus der Sphäre seiner Subjektivität nicht herauskommen. Wie seine Zeitgenossen Edmund Höfer, dem er in seinen Dichtungen nahe steht, Adalbert Stifter, Wilhelm Raabe, Theodor Storm und auch im gewissen Sinne Theodor Fontane, gehörte Saar zu jenen Dichtern, die zumeist selbsterlebte Eindrücke zu verarbeiten pflegten. Saars tief durchdachte, psychologische Novellen, die weit höher einzuschätzen sind, als so manche Erzählungen Theodor Storms, die viele Auflagen erlebt haben, haben übrigens einen hervorragenden literarisch-historischen Wert. Sie weisen jenen intimen Charakter österreichischer Beschaulichkeit auf, die man für die Zeitgeschichte schwer entbehren könnte. In einem an die Fürstin Hohenlohe am 8. Februar 1889 gerichteten Brief übt der Dichter eine treffende Selbstkritik über seine Novellen aus, der man nach Jahrzehnten so recht zustimmen muß:

„... Jede meiner Novellen ist ein Stück österreichischer Zeitgeschichte, und es ist geradezu unbegreiflich, daß man dies von seiten der Kritik gar nicht bemerkt — oder doch wenigstens nicht hervorhebt.“

Schon einige Jahre früher, am 27. Juni 1881, sprach er sich zur Fürstin über das Verhalten der österreichischen Presse zu seinen Dichtungen ironisch aus:

„Die österreichischen Zeitungen waren, wie immer, so edel, so wohlwollend und gerecht, meinen Namen nicht auszusprechen. Ich fange schon an, auf umgekehrte Art eitel zu werden — und mich jedesmal zu freuen, wenn ich nicht genannt werde. Man kann sich nun einmal menschlicher Schwächen nicht ganz und gar entziehen.“

Wahrscheinlich sind ihm seine Freunde der tonangebenden Wiener Presse erst später nahe getreten! Zu seiner üblen Meinung über die Pressesippschaft der damaligen Zeit gehört das lesenswerte gelungene Spottgedicht „Bei einem Dichterbegräbnis“, das schon in der ersten Auflage seiner Gedichte und 1888 auch im Heimgarten erschienen ist.

Finanzielle Bedrängnisse zwangen Ferdinand von Saar im Jahre 1869 aus der Preßgasse auf der Wieden

— in welchem Hause Saar gewohnt hat, konnte bisher nicht ermittelt werden — in die Alleeegasse Nr. 135, später Pyrkerstraße Nr. 13, in dem damaligen noch ländlichen Döbling, zu übersiedeln, in dasselbe Haus, wo 1822 Beethoven gewohnt hat. In der Novelle „Der Exzellenzherr“ schildert Saar dieses Wohnhaus „als die Mitte haltend zwischen Villa und Zinsbau mit der Aussicht auf ein wahres Wimpelmeer von Gärten auf die weithin gedehnte Stadt bis in das goldene Marchfeld hinein.“ Er wohnte im zweiten Stocke und neben ihm hauste „in würdiger Zurückgezogenheit, ein alleinstehendes Schwesternpaar, zwei ältere Damen von vornehmer Abkunft, die ihre Tage so ruhig und gleichmäßig verbrachten, daß ich ihres Daseins kaum würde inne geworden sein, wenn mich nicht eine von ihnen hin und wieder durch meisterhaftes Klavierspiel erquickt hätte.“ Dieses bescheidene Heim erwähnt Saar auch in seinen Wiener Elegien. Er blickt auf „der Kirche taubenumflattertes Dach“ und vertraut uns an:

„Selige Qualen des Schaffens und selige Qualen der Liebe, Bitterste Tage der Not — ach, wie erlebt' ich sie hier! Manches hab' ich erreicht, danach ich damals gerungen. Und ich breche mein Brot nicht mehr in Tränen wie einst.“

Als Sechzigjähriger bezog Saar im Jahre 1893 im Hause des Kaufmannes Schwarz in der Billrothstraße 44 eine Hofstube, zu der eine leiterartige Stiege führte, für den Jahreszins von 200 Gulden. Der Dichter hielt sich auch gerne im bereits verfallenen Salettel auf. Als Saar 1902 zum Herrenhausmitglied ernannt wurde, übersiedelte er aus Repräsentationsgründen in die Rudolfinerstraße 6, wo seine zwar geräumige, aber dürftig eingerichtete Wohnung Frau Musil, die er nach dem Tode seiner Mutter zu sich genommen hatte, als Haushälterin betreute. Saar befand sich damals schon in guten Verhältnissen. Das Ministerium hatte sein Jahresgehalt auf Lebenszeit mit 1000 Gulden festgesetzt, der Kaiser seine Ehrengabe auf 500 Gulden jährlich erhöht, die Pension der Schillerstiftung lief fort, dazu kamen noch die Bezüge der Saar-Stiftung und die Honorare seiner Werke.

In jenen Jahren bestand der Anhang des Dichters in Döbling aus einigen wenigen Freunden, mit denen er sich gelegentlich in der einen oder andern Gaststätte einfand. Falls Saar nicht eingeladen war, pflegte er mittags im Braunen Hirschen, Ecke der Billrothstraße und Pyrkerstraße, zu speisen, mitunter in Gesellschaft des im Burggrafen verewigten Volksschuldirektors Kanis, wenn sich „dessen Familie noch auf dem Lande befand“. Abends besuchte Saar gerne die nun verschwundene Weinstube von Alois Preyer am Eck der Silbergasse und Hohenauerstraße, wo er im Stüberl in Gesellschaft von Freunden an seinem gewohnten Stammtisch saß. In diesen intimen Kreis gehörten vor allem der bekannte Musikschriftsteller Max Kalbeck, Ludwig Ganghofer, der von 1881 bis 1892 als Schriftleiter in Wien tätig war, Schriftsteller Karl von Thaler und Ludwig Speidel hinein. Der 1941 verstorbene Schriftsteller und Döblinger Chronist Prof. Wilhelm A. Hammer erzählte mir oft in seinem Stammkaffeehaus in der Silbergasse allerlei Eindrücke über diesen intimen Kreis und über die Wesenheit des Dichters, der vor seiner Krankheit äußerst gemütlich und redselig gewesen war. Mitunter wurde im Nußwaldl, beim Zögern oder im Krapfenwaldl eine Zu-

sammenkunft vereinbart. In den letzten Lebensjahren verkehrte der Dichter mit Max Kalbeck und anderen Freunden und ihren Familien auch im Restaurant Steinböck in der Gymnasiumstraße, wo er einige vergnügte Stunden genießen konnte und seine Leiden vergaß. Ludwig Speidel, der noch vor 1900 seine Abendgesellschaft am „langen Tisch“ im Winterbierhaus in der Landkrongasse hatte, zog Saar manchmal auch in diese Runde hinein. Noch aus der Zeit vor seiner ernstlichen Erkrankung stammt der folgende Brief, dem alle weiteren Einladungsbriefe Saars ähneln. Es sind immer wieder Vereinbarungen zu den sehnachtsvollen abendlichen Zusammenkünften des intimen vereinsamen Saar.

„Döbling, 20. 8. 1901.

... Verzeihen Sie also gnädigst und lassen Sie mich hoffen, daß wir uns vielleicht nächsten Montag (oder im Laufe der kommenden Woche) abends beim Hirschen zusammenfinden. Könnten dann auch Freund Schneegönsl zuziehen...“

Der Schriftsteller und Dramatiker Ludwig Schneegöns, ein gebürtiger Straßburger, besorgte für das Burgtheater

Saars „Stammbeisl“, die Weinstube von Preyer an der Ecke der Silber- und Hohenauerstraße in Döbling, in dessen „Stüberl“ auch Ganghofer, Max Kalbeck, Karl v. Thaler, Ludwig Speidel und andere Schriftsteller Stammgäste waren.

die Uebersetzungen französischer Bühnenwerke. Er war einer der intimsten Freunde Saars noch aus der Zeit, da der Dichter in der Preßgasse wohnte.

Bald nach seinem siebenzigsten Geburtstag erkrankte Ferdinand von Saar im Jahre 1903 an einem schweren Darmleiden und mußte sich im Rudolfinerhaus einer Operation unterziehen. Seitdem kränkelte er und war sich vollkommen bewußt, daß eine vollständige Heilung seines Leidens ausgeschlossen sei, weshalb er auch immer verärgert war, wenn man ihn mit seinem relativ guten Aussehen trösten wollte. In den letzten tragischen Jahren seines Lebens lechzte der vereinsamte Dichter förmlich nach etwas Geselligkeit im Kreise seiner alten engeren Freundschaft! Nur mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln konnte er es wagen, ab und zu seine Wohnung zu verlassen. Er pflegte daher für gewöhnlich seinen Freund Max Kalbeck in kürzeren oder längeren Briefen auf eine gelegentliche Zusammenkunft aufmerksam zu machen. Aus diesen Briefen, deren Auswahl hier beigegeben sei, ist zu ersehen, welchen seelischen Kampf der Dichter wegen seiner schweren Krankheit zu bestehen hatte und wie er immer wieder bestrebt war, in der Geselligkeit seinen Trost zu suchen.

„Samstag, 15. 8. 1903.

Verehrte Freunde!

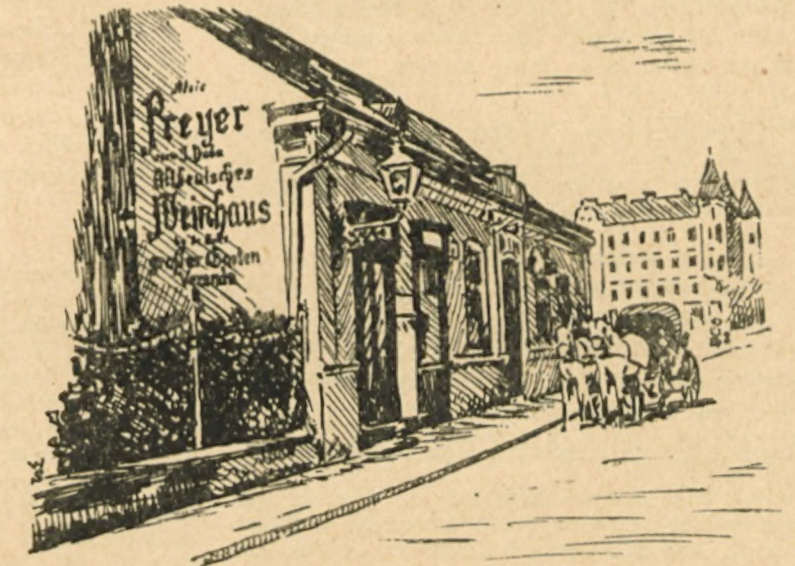
Wenn nicht weiß Gott was geschieht, so finde ich mich morgen 8 Uhr bei Zögern ein und werde trachten, daß wir einen der Witterung gemäß guten Platz erhalten.

Herzlichst Saar.“

„Döbling, Rudolfinerstraße 6, 19. Februar 1904.

Innig verehrter Freund!

[Im Verlauf des Briefes.] Vielleicht haben Sie nichts dagegen, daß wir einen Abend in dem kleinen, aber in jeder Hinsicht guten Weinhaus [gemeint ist die Weinstube Preyer] in der Nähe meiner Wohnung miteinander zubringen. Bestimmen Sie selbst einen Tag der nächsten Woche und ich würde dann schon vormittags einen Tisch wählen und reservieren lassen...“



Einige Monate darauf widmete Saar in fatalistischer Ergebenheit an Max Kalbeck ein Exemplar seiner „Camera obscura“ mit dem Verse:

„Nimm es in Liebe, o Freund, dieß Buch — vielleicht schon mein letztes! Denn mit des Dichters Sein ist im Versiegen der Quell!“

Döbling, im Mai 1904.“

Daß der Zustand des Dichters damals ein erbärmlicher war, läßt sich übrigens aus folgenden Zeilen ersehen:

„Döbling, 4. Mai 1904.

Verehrter und lieber Freund!

Es ist mir einige Tage hindurch wieder recht schlecht gegangen. Seit gestern etwas besser. Hoffentlich haben Sie über nichts zu klagen. Bis hinauf in den Restaurationsgarten kann ich mich nicht wagen, sonst möcht' ich ein Zusammentreffen dort vorschlagen. Und in meinem Beisel, das ich übrigens seit jenem Abend nicht mehr besuchen konnte, ist's wieder für die Damen fatal. Es ist übrigens ein ganz angenehmer Garten dabei, der

freilich erst in wirklicher Sommerzeit gebraucht werden kann. *Vederemo!* Einstweilen bin ich *desparat!* Mit Handkuß an Ihre Frau Gemahlin und herzlichen Grüßen an das ganze Haus.

Ihr alter Saar.“

„Freitag, 8. Juli 1904.

Hochverehrtester!

Habe mich gestern überzeugt: Mit St. Leopold [gemeint ist jedenfalls das Brauhaus St. Leopold am Pfarrplatz in Grinzing] ist es nichts. Bitte also in meinem kleinen Beisel [wieder beim Preyer], wo wir letzthin waren. Molden (Berthold) und Schneegans sind von mir bereits verständigt.

Ihr Saar.“

Im Herbst 1904 ging es Saar vorübergehend etwas besser. Er sehnte sich wieder nach etwas Geselligkeit.

„Montag, 9. 10. 1904.

Hochverehrter! *Benissimo!* Tisch bereits bestellt. Ob aber mit Schneegans noch zusammengehen wird, weiß ich nicht. Habe jeden avisiert. Freue mich sehr.

Saar.“

Im Bibliothekskasten von Ferdinand von Saar wird ein Exemplar des Buches „Capriccio“ aufgehoben, das ihm Max Kalbeck mit folgendem hübschem Vers am Silvester-tag dieses Jahres gewidmet hat:

„Ein armes Büchlein mag es sein,  
Kaum gut genug fürs Haus.  
Schaut aber ein Poet hinein,  
So schaut auch einer 'raus.

Meister Ferdinand von Saar mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für 1905.

Silvester 1904. In Verehrung Max Kalbeck.“<sup>6</sup>

Im Jahre 1905 verschlechterte sich der Zustand des Dichters. Er hielt sich eine Weile in Blansko auf und teilte am 1. Juni 1905 einem Freunde mit, daß es ihm seit einiger Zeit sehr schlecht gehe, weshalb er gedenke, wenn es ihm nur möglich sei, bald nach Döbling zurück-zukehren. Kurz vorher hatte er am 21. Mai in Blansko sein Testament verfaßt, das uns anvertraut, daß Saar selbst in guten Tagen mit seinem Geld zu ökonomisieren verstand, denn er hinterließ das nette Barvermögen von 52.000 Kronen, wovon er 30.000 Kronen für Legate auswarf. Um diese Zeit beeilte sich der Dichter, seine letzte Novelle „Die Pfründner“ zu vollenden.

Wie aus dem folgenden Schreiben an Max Kalbeck zu ersehen ist, fuhr der schwer leidende Dichter bald darauf nach Wien zurück, wo er in Augenblicken einer Linderung seines Zustandes sich wieder nach seinen Freunden sehnte.

„Döbling, 26. Juli 1905.

Verehrter Freund!

Denken Sie nicht übel von mir, weil ich noch immer kein Lebenszeichen gegeben habe. Sie können sich nicht vorstellen, wie elend es mir geht. Mein qualvoller Zustand verschlimmert sich von Tag zu Tag und ich sehe einer Katastrophe entgegen. Das heißt: mein Leiden droht sich derart zu

steigern, daß mir dauernde Bettlägerigkeit neben der Obhut einer Krankenschwester, wenn nicht noch Schlimmeres, in Aussicht steht. So war an eine Zusammenkunft an irgend einem Ort nicht zu denken. Nun will ich es aber doch so einrichten, daß ich nächsten Montag ein paar Abendstunden in meinem nächsten kleinen Beisel (Preyer) zubringen kann. Ich teile dies auch Schneegans mit. Freilich nur mit der Einschränkung, daß ich imstande bin zu erscheinen. Ich bitte ihn, etwa um 7 Uhr abends bei mir zu erscheinen. Und wird sich zeigen, daß ich mit ihm ins „Stüble“ gehen kann! Wenn nicht, wird er allein dort sein. Wenn Sie Zeit und Lust haben, würde Ihr Erscheinen ihn und mich un-ge-mein erfreuen. Ihrer Frau die Hand küssend, mit wärmstem Gruß

Ihr alter Saar.“

In der Folge wurden die Briefe an die Freunde immer spärlicher. Zu Weihnachten überraschte der Dichter Max Kalbeck mit einem Exemplar der „Tragik des Lebens“, dem letzten Novellenband, mit folgender schwermütiger Widmung:

„Nimm dies Buch zu guter Letzt!  
Alt und siech und wundgehetzt,  
Hab ich's noch hervorgebracht.  
Jetzt doch sag ich „gute Nacht“.  
Mich umfängt ein tiefes Dunkel —  
Dich umleuchte Sterngefunkel!

Döbling, Weihnachten 1905.“

Am 24. Dezember 1905 erschien in der Tageszeitung „Die Zeit“ sein Gedicht „Meine Weihnachten“, worin Saar sein Todesahnen merken läßt. Er sehnte sich den Tod herbei, sprach sogar von Selbstmord, dem aber seine besten Freunde nicht recht zutrauen wollten. Dann hatte er Reisepläne und dachte an eine endgültige Uebersiedlung nach Blansko. Trotz seines traurigen Zustandes konnte Saar noch immer wagen, das Haus ab und zu zu verlassen. Am Tage seines Selbstmordes, am 23. Juli 1906, verließ er vormittags seine Wohnung, begegnete seinem Hausarzt, der ihn bei bester Laune fand und mit ihm sogar witzelte, und ging dann in die Apotheke, um seine Rechnung zu begleichen. Nach Prof. W. A. Hammer soll er auch dem Pfarrmesner, der damals die Leichenbestattung hatte, begegnet sein und ihm mit dem ihm eigenartigen Humor laut zugerufen haben: „Holla, izt gibts bald a Leich, aber erster Klass'!“ Der Mesner hielt diesen Zuruf für einen heiteren Einfall des Dichters. Um Mittag kehrte Saar heim, nahm ein Frühstück zu sich und ging in das sogenannte grüne Zimmer, wo er sich in den Nachmittagsstunden aus einem alten Armeeevolver eine Kugel in die Schläfe jagte. Der versuchte Selbstmord wurde etwas später entdeckt. Saar starb erst tags darauf um dreiviertel zehn vormittags.

<sup>1</sup> Berlin 1910, 255 f.

<sup>2</sup> Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1902, S. 72 f.

<sup>3</sup> Vgl. dazu u. and. Karl Glossy, Aus der Briefmappe eines Burg-theaterdirektors (Franz v. Dingelstedt). Wien 1925, 375 f.

<sup>4</sup> Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand von Saar. Ein Brief-wechsel. Wien 1910, 106.

<sup>5</sup> Vgl. M. M. Rabenlechner, Neue Streifzüge eines Bibliophilen. Wien 1935.